5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

Kriegs-Zeitung

5 Pfennig.
Vormittags-Ausgabe.

General-Anzeiger
für Halle und die Provinz Sachsen

Verlagsgebäude: Gr. Ulrichstraße 16, Ecke Nachrichtstraße 12 bis 14 bezw. Bülbergasse 1. Eingang für Verlag, Redaktion und Anzeigenannahme: Gr. Ulrichstraße 16. — Fernsprech-Sammelnummer 7981. Hauptfilialen Obere Leipzigerstraße 34 (Tel. Nr. 7981) und Brunnenstraße 49 in Giebichenstein (Tel. Nr. 1403). Verantwortlich für die Redaktion: Otto Becker in Halle a. S.

Nummer 135 | Halle, Donnerstag den 16. Mai | 1918

Ein französischer Angriff bei Moreuil gescheitert.

(W. T. B.) Berlin, 15. Mai, abends. (Amtlich.) Bei einer Abwehr des heute früh erfolgten feindlichen Angriffes nördlich vom Kemmel blieb eine begrenzte Einbruchsstelle in unserer vorderen Linie zurück.

Ein erneuter starker Teilangriff der Franzosen nördlich von Moreuil scheiterte unter schweren Verlusten.

Ein glänzender Erfolg am Byverbach.

Gestern früh hat in der von den Franzosen schon oft angegriffenen Gegend am Byverbach eine glänzend gelungene Unternehmung unserer Infanterie stattgefunden. Die Franzosen haben hier in der Nacht zum Mittwoch eine erst seit wenigen Tagen eingesetzte Division, die bereits schwere Verluste erlitten haben muß, zurückgezogen und durch frische Truppen ersetzt. Welch großen Wert sie dem Besitz des Geländes hier beilegen, geht daraus hervor, daß es diesmal französische Jäger waren, die an der wichtigen Stelle eingesetzt wurden. Noch hatten diese keine Zeit gehabt, sich in den Löchern und Trichtern am Westhange des Höhenzuges einzurichten, als etwa 5 Uhr morgens ein gewaltiger Feuerüberfall der deutschen Artillerie auf sie niederprasselte. Bald darauf brachen von drei Seiten zugleich die deutschen Stoßtrupps vor und überfluteten in raschem Anlauf das ganze Gelände vom Höhenkamm bis zur Talsohle. Der Widerstand, den die überraschten Gegner leisteten, war nur noch gering, da sie durch unseren Feuerüberfall bereits zusammengeschossen und erschüttert waren. Selbst um die so häufig zäh verteidigten Maschinengewehre spielten sich keine schweren Kämpfe mehr ab, denn der größte Teil der Franzosen lag tot oder verwundet am Boden. An unverwundeten Gefangenen wurden noch 120 zurückgebracht, die zunächst einen völlig verstörten Eindruck machten. Bei einem von ihnen wurde ein abgerissener Zettel gefunden, auf dem in der Form einer kurzen Meldefestnotiz der Befehl eines höheren Offiziers stand, das abverlangte Gelände um jeden Preis zu halten; darunter standen die Worte: „Les boches ne passeront pas". Jetzt ist das ganze Gelände mit gefallenen Franzosen bedeckt und reinlos in deutschem Besitz. Der schöne Erfolg wurde von unseren Truppen dank der eingehenden Vorbereitung und prachtvollen Durchführung des Unternehmens ohne merkliche Verluste erfochten.

Die im Heeresbericht vom 15. Mai erwähnte Unternehmung beiderseits der Straße Bray—Corbie hatte vollen Erfolg. Wir schoben hier unsere Linien vor. Der Gegner erlitt bei seinem zähen Widerstand außerordentlich schwere Verluste. Am Vormittag setzte der Gegner in 2 Kilometer Breite zum Gegenangriff an, indessen schon seine Bereitstellungen wurden von deutschen zusammengefaßten Vernichtungsfeuer fast zerschlagen, so daß der Angriff nicht zur Durchführung kommen konnte. Am Nachmittag brach ein zweiter starker Vorstoß unter großen Feindopfern im deutschen Feuer zusammen.

Die Engländer hatten beiderseits der Straße Bray-Corbie letzthin wiederholt die Australier vorgeheizt, deren Angriff jedesmal ergebnislos verlief. Der erfolgreiche deutsche Vorstoß an dieser Stelle und die kurz darauf anbrechenden nutzlosen Gegenangriffe haben England besonders viel Blut gekostet. (W. T. B.)

Die Schächte von Grenay und Neux, die Förderanlage im Stahlwerke Grenay sowie einige andere Zechen wurden von den deutschen Batterien mit erkennbarer guter Wirkung beschossen. (W. T. B.)

Die englischen Verluste.

Ueber die ungeheuere Größe der englischen Verluste laufen fast täglich neue bestätigende Meldungen ein. So bekundete ein gefangen genommener englischer Brigadekommandeur, er habe in den letzten drei Tagen drei Brigaden, darunter die 118., eine Brigade der 16. Division geführt, die zusammen nicht annähernd die normale Stärke einer einzigen Brigade gehabt hätten. (W. T. B.)

Hamburg, 15. Mai. Das „Fremdenblatt" meldet aus Rotterdam: Die englischen Gesamtverluste des Heeres betrugen im April 381 526 Mann und 14 492 Offiziere.

Die Ententesorge vor der nächsten Offensive.

Lugano, 15. Mai. Die Ententepresse zeigt sich sehr beunruhigt wegen des langen Ausbleibens der Wiederaufnahme der deutschen Offensive. Daß sie unbedingt erfolgen werde, darüber sind sich alle einig. Der Pariser Korrespondent des „Secolo" meldet, daß sie jeden Tag, ja, vielleicht schon in der nächsten Stunde mit ungeheuren Kräften losbrechen könne. Der „Secolo" glaubt, daß der große Angriff an der Front in Frankreich und in Italien stattfinden werde, obgleich sich Kaiser Karl sehr gegen die Forderung Kaiser Wilhelms, an der Offensive teilzunehmen, gesträubt habe. (?) Man könne auch in Italien mit Ruhe der österreichischen Offensive entgegensehen. Sie werde an der italienischen Kraft und Einigkeit zerschellen. (Lok.-Anz.)

Die Kaiserbegegnung.

ep. Paris, 15. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Die „Humanité" schreibt: Unsere Regierung hat auf brutale Weise die Habsburgische Monarchie in die Arme Deutschlands getrieben. Sie hat viel dazu beigetragen, das Bündnis zwischen den beiden Mittelmächten zu stärken, und doch wäre es so leicht gewesen, die Mächte zu trennen. (?)

Paris, 15. Mai. Die halbamtlichen Pressorgane suchen der durch die Kaiserbegegnung im deutschen Hauptquartier hervorgerufenen linksseitigen Bemängelungen der Außenpolitik Frankreichs, Englands und Italiens durch allerlei Entstellungen entgegenzuwirken. Deutschland bereite seine Weltherrschaft vor, indem es zunächst seine Vormachtstellung im Vierbunde betone. Die Einmischungen der Entente in den Nationalitätenstreit der Donaumonarchie sei damit ausreichend gerechtfertigt. Von aus Clémenceaus Pressebureau entstammenden Sophismen strotzen die Artikel im „Matin" und „Petit Parisien", die den Zugrimm der leitenden Ententekreise über das völlige Scheitern aller seit Jahresfrist ununterbrochen betriebenen Wühlarbeit gegen die Solidarität der Mittelmächte deutlich bekunden.

Bekenntnis des Wiener Gemeinderats zum Zweibund.

(W. T. B.) Wien, 15. Mai. Im Gemeinderat wurde ein von einer großen Anzahl von Gemeinderäten unterschriebener Antrag eingebracht, an die Regierung eine Petition zu richten, in der der Wiener Gemeinderat gegen die staatsgefährdende Absicht der Errichtung eines Südslawischen Staates protestiert und die Errichtung einer deutschen nautischen Schule in Triest fordert. Der Wiener Gemeinderat erblickt in dem treuen Bündnis der Monarchie mit Deutschland die einzige Sicherheit für den Staat und die volle Gewähr für einen dauernden Frieden und eine glückliche Zukunft der Völker.

Die Kaiserbriefe.

ep. Wien, 15. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Die Blätter veröffentlichen in Form der Depeschen den angeblichen Inhalt des zweiten Kaiserbriefes, der durch den „Manchester Guardian" veröffentlicht wurde, ohne den Brief mit einem Kommentar zu versehen. Sie begnügen sich mit der amtlichen Feststellung über die Unwahrheit der Veröffentlichung des genannten englischen Blattes. Im übrigen kann angesichts der außerordentlich gehobenen Stimmung über das Ergebnis der Kaiserzusammenkunft in Deutschen Großen Hauptquartier der neueste Versuch, Mißtrauen zwischen Berlin und Wien zu säen, als ganz aussichtslos bezeichnet werden. Die Affäre des Kaiserbriefes ist durch die politische Entwicklung zwischen Oesterreich-Ungarn und Deutschland in allen Punkten überholt.

h. Haag, 15. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) In der Abendausgabe des „Nieuwe Rott. Courant" vom Montag, den 13. Mai, sieht die merkwürdige Angabe, daß der Ausschuß der französischen Kammer für auswärtige Angelegenheiten in der Untersuchung der Angelegenheit Clémenceau—Czernin (Kaiserbrief) einen Beschluß gefaßt habe, in dem es heißt, daß die Friedensbesprechungen keine ernste Möglichkeit zu Unterhandlungen eröffnet hätten. Insgesamt seien 31 Abgeordnete anwesend gewesen, 11 von ihnen hätten gegen, 14 für den Beschluß gestimmt, 6 sich der Abstimmung enthalten. Dieser Beschluß, wonach in dem Kaiserbrief keine Grundlage für Besprechungen über den Frieden gefunden werden könne, sei also mit einer kleinen Mehrheit der Stimmen der anwesenden Ausschußmitglieder angenommen worden. Diesem Umstande sei es wohl auch zuzuschreiben, daß der Ausschuß den Inhalt des österreichischen Vorschlages nicht veröffentlicht habe, und so sei es zu verstehen, daß ein Teil der französischen Presse von der ganzen Angelegenheit wenig erbaut sei. Ebenso wie eine kleine Anzahl von Politikern in beinahe sämtlichen europäischen Ländern werde wohl auch ein Teil der französischen Presse sehr gut wissen, daß im Frühjahr 1917 von deutsch-österreichischer Seite offizielle Vorschläge für eine Beendigung des Krieges gemacht worden seien, die in der Mißgunst des Kaiserbriefes ungen. Deshalb wäre es zu verwundern, wenn nicht eine Anzahl von Journalisten, die damals die gesamte Weltpresse in Stockholm vertraten, inmitten zahlreicher Delegierten der verschiedenen Länder auch von diesen Vorschlägen erfahren haben sollten. Wie die „Humanité" bemerkt, hätten diese Vorschläge nicht den Verzicht auf die Besitzerklärte auf dem linken Rheinufer enthalten und auch nicht die Entschränkung des Kaisers Wilhelm. Der wichtigste dieser Vorschläge dürfte wohl gewesen sein, daß Deutschland bereit sei, auf einen Teil Lothringens zu verzichten, wenn der Krieg dadurch sehr bald zu Ende sein könnte. Der Besuch des französischen Ministers Albert Thomas in Stockholm habe den Zweck gehabt, diese Vorschläge den Teilnehmern an der Konferenz zu unterbreiten, sie seien aber von seiner Regierung abgelehnt worden. Es sei anzunehmen, daß die ganzen Zusammenhänge dem Untersuchungsausschuß nicht im ganzen Umfange bekannt gewesen seien, daher die Ablehnung. Es wäre sehr zu bedauern, wenn dem nicht so wäre. Seien die Informationen hierüber richtig, dann habe das sozialistische Bureau in Stockholm sein Bestreben auf Herbeiführung eines schleunigen Friedens aufgegeben, nachdem die französische Regierung sich geweigert hatte, über diese Vorschläge zu beraten. Es sei nicht unmöglich, daß die Mittelmächte es ablehnen würden, einen ähnlichen Vorschlag gemacht zu haben. Sie seien ja sowohl in militärischer als in wirtschaftlicher Hinsicht seit Frühjahr 1917 in eine wesentlich bessere Lage gekommen und deshalb dürfte ihnen die Erinnerung an die seinerzeit gemachten Vorschläge nicht angenehm sein und nicht vorteilhaft erscheinen. „Nieuwe Rott. Courant" hofft, daß vielleicht eine der dabei am stärksten beteiligten Persönlichkeiten über diese Angelegenheit Näheres mitteilen werde.

Die Eroberungspolitik des Herrn Poincaré.

Zu den Verhandlungen des französischen Kammerausschusses für auswärtige Angelegenheiten über seine Friedensbemühungen im Jahre 1917 schreibt die „Nordd. Allg. Zeitung" in einem „Die Eroberungspolitik des Herrn Poincaré" betitelten Artikel u. a.:

Trotz aller Vorsicht erfährt man jetzt aus den Beratungen der französischen Kommission von einem Aktenstück, das Herr Clémenceau in seinen Enthüllungen vorsichtigerweise nicht erwähnt hatte, das aber den Mitgliedern der Kommission nicht verborgen bleiben konnte. Es handelt sich um einen Brief des Präsidenten der französischen Republik an den Prinzen Sixtus von Parma, in dem Herr Poincaré die Rückgabe von Elsaß-Lothringen als unumgänglich bezeichnet und eine Wiederherstellung der Grenzen von 1814, das linke Rheinufer, verlangt, das heißt, sich völlig auf den Boden der mit dem zaristischen Regime geschlossenen Geheimverträge stellt.

Man erfährt noch manche andere Dinge über die völlig selbständige Politik des Herrn Poincaré in der ganzen Angelegenheit, so auch, daß er dem eben in den Krieg eintretenden Präsidenten Wilson den Briefwechsel verheimlichte und auch Kerenski und die bolschewistische Regierung vollständig in Unkenntnis über die wichtigen Vorgänge ließ.

Es ist Sache des französischen Volkes, sich mit seinen Machthabern auseinanderzusetzen. Für uns aber sind die französischen Kommissionsberatungen ein neuer Beweis für den annexionistischen Charakter der französischen Politik. Sie zeigen, worum der Krieg weitergeht, sie zeigen, wie es um Freiheit, Recht und Demokratie bei unserem westlichen Gegner bestellt ist.

General Maurice gegen Lloyd George.

h. Haag, 15. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Holl. Nieuws Bureau meldet aus London: General Maurice, der seinerzeit die Aufforderung des „Daily Chronicle", in die Redaktion dieses Blattes einzutreten, angenommen hat, hat eine Erklärung über seinen Schritt veröffentlicht, in der er die Ausführungen Lloyd Georges als unrichtig und ungenau zurückweist. Vor allen Dingen weist er darauf hin, daß er sich vor der Veröffentlichung seines Briefes mit dem Chef des Generalstabes in Verbindung gesetzt habe.

Der Anarchistenaufstand in Moskau.

s. Rotterdam, 15. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Nach einer Meldung der „Morning Post" aus Moskau ist der Anarchistenaufstand von den Bolschewiki niedergeschlagen worden. Die Bolschewiki seien, dank den Sowjettruppen, die Herren der Arsenale und Staatsgebäude geblieben. In den Vorstädten dauere der Kampf fort.

Caillaux' Verhör.

ep. Zürich, 15. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Der Schweizer Pressetelegraph meldet aus Paris: In der Vormittagssitzung des „Bonnet-Rouge"-Prozesses am Dienstag wurde Caillaux verhört. Das Verhör des früheren Ministerpräsidenten, das in früher Morgenstunde vom Sants-Gefängnis hergeleitet wurde, hatte ein zahlreiches Publikum angelockt. Die Verhandlung verlief ohne jeglichen Zwischenfall. Der Vorsitzende des Gerichtshofes machte Caillaux darauf aufmerksam, daß er nur auf die an ihn gestellten Fragen zu antworten habe, nämlich, ob er bei dem Angeklagten über Duval Erkundigungen eingezogen und dabei auch den Namen des Bankiers Marx ausgesprochen habe. Caillaux ersuchte den Gerichtshof, ihm Gelegenheit zu einer klaren Aussprache auch über sonstige, weiterliegende, aber mit dem Prozeß zusammenhängende Punkte zu geben. Einleitend sprach der frühere Ministerpräsident dann von seinen Beziehungen zum „Bonnet Rouge" und erklärte, vor dem Kriege habe er aus Anlaß eines schwerzlichen Ereignisses eine Stütze in der Presse suchen müssen, um seine Ehre und diejenige der Seinen zu verteidigen. Diese Benutzung des Blattes habe zu einer einmaligen Subvention des „Bonnet Rouge" durch ihn mit 40 000 Franken geführt. Seit dem Ausbruch des Krieges habe er aber keinerlei Beziehungen mehr zu dieser Zeitung gehabt, die, von anderer Seite unterstützt, als Publikationsorgan benutzt worden sei. Trotz des Aufhörens aller Beziehungen seinerseits zu diesem Blatt habe dieses sich mehrere Male, so bei dem Zwischenfall in Vichy, veranlaßt gesehen, seine Verteidigung zu führen. In den Wandelgängen der Kammer habe er eines Tages gerüchtweise von dem Verdacht gehört, der auf der Zeitung laste. Da ich niemals, so erklärte Caillaux, die Redaktion dieser Zeitung betreten habe, so telegraphierte ich. Darauf erschien Landau, und mit der mir eigenen Lebhaftigkeit fragte ich ihn: Wer ist dieser Duval? Später erschien Almereyda bei mir und sagte mir, Duval habe allerhand Fehler begangen. Ich forderte ihn auf, sich von Duval fernzuhalten. Caillaux kam dann ausführlich auf die Affäre Lipsch zu sprechen und erklärte, daß Lipsch der Beauftragte einer sehr hohen deutschen Persönlichkeit zu sein vorgegeben habe. Er habe aber seinerlei Vertrauen zu dem Manne fassen können. Caillaux fuhr fort: Zu Beginn des Jahres 1916 erhielt ich den Besuch eines schweizerischen Geschäftsmannes, der mich angeblich über Ausfuhr und Einfuhr französischer Waren sprechen wollte. Kaum hatte ich die Persönlichkeit empfangen, als sie mir zwei versiegelte Schriftstücke überreichte. Ich habe die Person sofort angewiesen, die Papiere aber und die Schriftstücke mit der Aufschrift „Vorschläge zu Besprechungen 1915 und 1916" zurückbehalten und die Papiere in dem Florentiner Schließfach aufbewahrt. Caillaux betonte nochmals, daß er über die Person erst im Juli 1917 in der Kammer Kenntnis erhalten habe.

Der Präsident wollte das Zeugenverhör hiermit beenden. Caillaux erklärte, er wünsche noch über seine Reise nach Mamers zu sprechen. Er erklärte, daß er 1917, während der Tagung des Generalrates, eines Tages den Besuch von Landau erhielt. Landau habe ihm mitgeteilt, er befinde sich auf einer Autoreise nach Nantes mit Goldski und zwei anderen Freunden, deren Namen er nicht nannte. Da es sehr kalt war, bemerkte Caillaux, bat ich die Herren, einzutreten. Ich wußte nicht, daß die beiden Freunde Marion und Duval waren. Als ich das erfuhr, suchte ich jedes politische Gespräch zu vermeiden und ließ dessen meine Frau kommen. Goldski sprach schließlich von meinen Reden und der russischen Revolution. Die Unterhaltung dauerte eine Viertelstunde. Ich ausgeführt, es, die Herren zu Tische einzuladen und entschuldigte mich darauf, ihnen Aufklärung über den Weg nach Nantes zu geben, worauf die Herren weiterreisten.

Der Angeklagte erhob sich hierauf und erklärte, Landau habe ihm gesagt, Caillaux habe Auskunft über Duval und Marion haben wollen. Der öffentliche Ankläger fragte, ob es nur Zufall gewesen sei, daß Duval und Marion Caillaux in Mamers kennen gelernt hätten, und ob sie sich der Zufälligkeit der Begegnung bemußt seien. Duval und Marion erklärten, sie hätten den Eindruck gehabt, daß sie eigens zu diesem Zwecke nach Mamers gebracht worden seien. Landau bestritt dies und erklärte, daß Caillaux in seiner Weise von dem Besuch benachrichtigt worden sei. Damit war das Verhör Caillaux' beendet.

Die ukrainische Kabinettsbildung.

ep. Wien, 15. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) Aus Kiew wird gemeldet: Die Besetzung des Ministeriums des Aeußeren verursachte einige Schwierigkeit. Als Kandidaten gelten der frühere russische Botschafter in Wien, Schebeko, sowie der bisherige Minister des Aeußeren, Schulsin. Die größte Aussicht hat die Kandidatur des früheren Generalgouverneurs von Galizien, Deroschenko.

Die Ententeschulden an Amerika.

h. Haag, 15. Mai. (Eigene Drahtmeldung.) „Holl. Nieuws Bureau" meldet aus Washington: Der Schatzsekretär Mc Adoo hat das Schatzamt ermächtigt, England ein Darlehn in Höhe von 200 Millionen Dollar, Frankreich und Italien je ein Darlehn in Höhe von 100 Millionen Dollar zu gewähren. Der Gesamtbetrag der an die Ententestaaten seitens Amerika gewährten Darlehen beläuft sich nunmehr auf 5764 Millionen Dollar.

Die „Bekehrung" der amerikanischen Sozialisten.

(T. U.) Genf, 15. Mai. Der „Matin" meldet aus Newyork: Die amerikanischen Sozialisten, die bisher Gegner des Krieges waren, werden demnächst ihr seitheriges Programm aufgeben und in einer öffentlichen Proklamation die Notwendigkeit des Krieges darthun.

Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-853246-191805161/fragment/page=0001

Bericht der Obersten Heeresleitung.

(W. T. B.) Großes Hauptquartier, 15. Mai.

Westlicher Kriegsschauplatz.

Nördlich vom Kemmel hatten örtliche Angriffsunternehmungen vollen Erfolg und brachten 120 Gefangene ein. Unser Angriff traf in der Ablösung befindliche Truppen und kostete die Franzosen hohe, blutige Verluste. Der Artilleriekampf blieb im Gebiet des Kemmel gesteigert. Heute früh haben sich dort mit französischen Vorstößen neue Infanteriegefechte entwickelt.

Zwischen der Lys und dem La Bassée-Kanal, um der Scarpe und bei Bucquoy war die feindliche Artillerie namentlich während der Nacht rege. Zwischen Ancre und Somme drangen wir in kurzem Stoß an der Straße Bray—Corbie in englische Linien ein und behaupteten das gewonnene Gelände gegen zweimalige starke Gegenangriffe des Feindes. Zur Unterstützung der Infanterie hielt lebhafte Artillerietätigkeit an. Bei Villers-Bretonneux, beiderseits der Luce und Avre, lebte der Feuerkampf vielfach auf. Auf dem westlichen Avreufer griff der Feind unsere Linien bei Castel an. Unter schweren Verlusten wurde er zurückgeschlagen.

In einzelnen Abschnitten Erkundungsgefechte.

Unsere Flieger schossen gestern fünf feindliche Fesselballone ab. An den Kampffronten sehr rege nächtliche Fliegertätigkeit.

Wir bewarfen Calais, Dünkirchen und andere rückwärtige Munitionslager und Bahnanlagen des Feindes ausgiebig mit Bomben.

Von den anderen Kriegsschauplätzen nichts Neues.

Der Erste Generalquartiermeister: Ludendorff.

Das Kali, unser Bundesgenosse.

Von Prof. Dr. W. Roth, Greifswald.

Nach Friedensschluß wird der Kalibedarf der ganzen Welt, der zurzeit 1 bis 1½ Millionen Tonnen Reinkali beträgt, in die Höhe schnellen, da sämtliche feindlichen Becken „ausgepowert“ sind. Dies Geschäft in Kali kann uns niemand streitig machen, da nur die deutschen Gruben das riesige Defizit decken können.

Darum weisen die französischen, amerikanischen und neuerdings auch die englischen Zeitungen fortwährend auf die Notwendigkeit hin, das Elsaß zu erobern. „Es wäre ein Ziel, aufs innigste zu wünschen.“ Du elsässisches Lager sind eben neben den nord- und mittendeutschen die einzigen, die den Weltbedarf einige hundert Jahre hindurch decken könnten. „Sie sollen sie nicht haben.“ Noch im Winter bauten die Franzosen lustige Lustschlösser, die z. T. ganz barocke Formen annahmen. Ein Sachverständiger — übrigens ein Teilhaber mancher elsässischer Kaliwerke — stellte z. B. folgende Forderungen auf: „Es kommt darauf an, daß wir dem deutschen Kalisyndikat sofort nach Friedensschluß auf dem Weltmarkt Konkurrenz machen können. Die Oberbauten der elsässischen Gruben sind — notabene von den Franzosen! — zerschossen worden, wenn wir gesiegt und das Elsaß zurückerobert haben, müssen wir von den deutschen Gruben als eine besondere Art von Naturalentschädigung fordern, daß sie uns für das Elsaß die Förderungseinrichtungen abtreten, damit wir in „unseren“ Gruben den Betrieb möglichst schnell wieder aufnehmen können; bis dahin müssen jene Gruben uns so viel Kali zum Selbstkostenpreis abtreten, wie die elsässischen Gruben „normalerweise“ fördern könnten, damit wir sofort konkurrenzfähig sind. Zum bequemeren Abtransport der Salze muß der Großschiffahrtsweg Mülhausen—Marseille sofort ausgebaut werden.“ Amerikanische Kapitalisten, die über Kapital ein verhältnismäßig Interesse an dem elsässischen Kali nehmen, wollten sofort eine Riesensumme für den Kanalbau zur Verfügung stellen. Ist es gleich Wahnsinn, das ist doch Methode.

Amerika ist nächst Deutschland der größte Kaliverbraucher der Welt und nahm im Frieden fast die Hälfte unserer Ausfuhr, fast ein Viertel unserer Gesamterzeugung auf. Es hat sich vor dem Kriege und während desselben die ehrliche Mühe gegeben, aus dem eigenen Boden Kali zu gewinnen, nicht nur aus finanziellen Gründen, nein, dem unbändigen amerikanischen Nationalstolz ist es unerträglich, daß das reiche Land im Bezuge eines unbedingt nötigen Rohstoffes von Europa, besonders von „diesem“ Deutschland, abhängig sein sollte. Aber aus den Salzseen im wilden Westen, aus Tangasche, Hochofen- und Zementofenflugstaub, aus Algenasche und Feldspat hat man trotz aller aufgewendeten Mühe und Geldmittel nicht genügend wasserlösliche Kalisalze gewinnen können und wird auch kaum in Zukunft dazu kommen; die einheimischen Salze sind außerdem meist unrein und zu Düngezwecken nicht gut verwendbar, darüber kann aller Tamtam nicht hinwegdecken: die Analysen und namentlich der hohe Preis sprechen dagegen.

Auch in Amerika nehmen die Ernten der viel Kali verbrauchenden Pflanzen merklich ab; daß der Ertrag an Baumwolle zurückgeht, schieben unsere Feinde z. B. offen auf den Kalimangel.

So bleibt unser Kali also, das uns im Kriege ein guter Bundesgenosse war, ein guter Trumpf für die Zeit nach dem Kriege, wo es sich darum handelt, die Handelsbeziehungen wieder anzuknüpfen, Rohstoffe ins Land zu bekommen, trotz Lug für Strafe für unsere „Verbrechen“ angedrohten Boykotts.

Ohne Kali keine Hebung der Ernteerträge, kein Wiederaufbau der verwüsteten Aecker; aber ohne Gegenleistungen kein deutsches Kali!

Kr.-Ztg.

Verpaßte Friedensmöglichkeiten.

Die Erregung in den Kreisen der französischen Sozialisten über die Behandlung des Kaiser-Karl-Briefes seitens der leitenden Pariser Staatsmänner dauert an. Der Abgeordnete Longuet stellt im „Populaire“ folgendes Sündenregister der französischen und englischen Regierung in bezug auf versäumte Gelegenheiten zu günstigen Friedensschlüssen auf:

Während die militärischen Ereignisse und weiter in Angst halten, kommt jedem vernünftigen Menschen gleichmäßig der Gedanke: „Daß man doch Gelegenheit hatte, Gutes herauszukommen, und daß man es systematisch verhindert hat!“ Mit Recht ist die öffentliche Meinung erstaunt, anläßlich des Briefes Kaiser Karls die Stimmung Oesterreichs (und zweifellos auch Deutschlands) kennen zu lernen: die Stimmung vom April und Mai 1917. Aber noch andere Gelegenheiten, vielleicht weniger verführerische, die aber doch eine nützliche Aussprache gestatten hätten, sind in gleicher Weise verpaßt, systematisch unbenutzt gelassen worden. Im Herbst 1916 bot Wilson seine guten Dienste an. In Deutschland gewann damals die gemäßigte Partei offensichtlich Boden. Diesen Augenblick wählte Lloyd George, um seine berüchtigte, unheilvolle Rede zu halten über die Notwendigkeit, Deutschland „niederzuboxen“.

Nach einigen Wochen war Lloyd George Ministerpräsident; Wilson forderte die Parteien auf, ihre Kriegsziele bekanntzugeben. Deutschland schlug eine Konferenz vor; die Verbandsmächte antworteten mit einer in mancher Hinsicht übertriebenen und gefährlichen Aufzählung ihrer Ansprüche und stellten den deutschen Konferenzvorschlag als Falle und „Intrige“ hin. Zeitlich nach dem Briefe Kaiser Karls, während des ganzen Sommers 1917, versuchte Kerenski vergeblich, die Verbandsmächte zur Revision ihrer Kriegsziele zu veranlassen. Einstimmig verlangte der internationale Sozialismus nach Stockholm zu gehen; brutal verschloß man ihm den Weg. Der Papst hatte noch inzwischen einen beredten Appell an die Kriegführenden gerichtet, einen auf Rüstungsbeschränkung und allgemeinem Schiedsgericht beruhenden Frieden zu schließen; die Verbandsmächte antworten gar nicht. Trotzki beschwört sie, ihn in Brest-Litowsk nicht mit den Deutschen allein zu lassen: sie würdigen ihn keiner Antwort. Wilson verkündet seine 14 Friedensthesen; ein recht großer Teil der feindlichen Presse zeigt sich geneigt: unsere Regierungen antworten mit der Erklärung von Versailles. Wilson faßt seine 14 Bedingungen in vier zusammen; wieder erklärt sich ein großer Teil der öffentlichen Meinung in Deutschland und Oesterreich mit ihm einverstanden, aber wiederum versäumt man die Gelegenheit, wo sein Einfluß sich ernsthaft wirksam zu machen beginnt.

Der Frieden, nach dem wir manches Mal nur die Hand hätten auszustrecken brauchen, ist jetzt wieder weiter entfernt; und was für ein Friede wird es jetzt werden!

Der Einfluß der Blockade auf Norwegen.

W. N. D.*) Das wirtschaftliche Ueberwachungssystem, das England fast vom Beginn des Krieges an über alle neutralen Staaten Europas verhängt hat, ist von ihm zielbewußt und mit guter Logik zu solcher Vollkommenheit durchgeführt worden, daß einer der neutralen Staaten nach dem andern zu einem Modus vivendi mit England zu kommen versuchen mußte. England hat dabei mit seiner charakteristischen, von gefühlsmäßigen Erwägungen nicht beschwerten Folgerichtigkeit auf politische Sympathien keinerlei Rücksicht genommen und die Bedingungen ausschließlich auf Grund des wirtschaftlichen Gegenwertes, den diese Staaten leisten konnten, formuliert. Es hat aber vor allem auch die Widerstandskraft der Neutralen gegen seine Druckmittel herausgerechnet (große landwirtschaftliche Erzeugung, Unabhängigkeit von ausländischen Rohprodukten, geordnete politische Verhältnisse usw.) und entsprechend berücksichtigt. So kommt es, daß ein Staat, der wie Spanien den Engländern sowohl wie vor allem ihren intimsten Verbündeten, den Vereinigten Staaten, außerordentlich geringe Sympathien entgegenbringt, dank seinen natürlichen Hilfsmitteln sich relativ gut mit England gut Behandlung durch England erfreut, weil England hier eben die ihm wichtigen Gegenwerte billiger erkaufen als erzwingen kann. Und als Gegenstück: daß ein den Engländern so treu ergebenes Land wie Norwegen, das von den ersten Kriegstagen an England alle seine wirtschaftlichen Hilfsmittel freiwillig zur Verfügung stellte, heute seine wichtigsten Hilfsquellen fast vollständig abgesperrt, seine Staatsfinanzen ernstlich gefährdet sieht und nun zum Ueberfluß die ihm unentbehrlichen überseeischen Zufuhren mühselig von Tag zu Tag erbetteln muß.

Die Anzeichen dafür, daß der Krieg aufgehört hat, für Norwegen ein gutes Geschäft zu sein, haben sich in den letzten Monaten entscheidend vermehrt. Zeigt doch die Riesenverdienste der Schiffahrt und einzelner Exportindustrien (Holzausfuhr, Bergwerke, Hochseefischerei) den Höhepunkt endgültig überschritten haben, zeigt es sich, daß neben den Kriegsgewinnen der Einzelnen bei der großen Masse infolge der Teurung und der aus Mangel an Rohstoffen hervorgerufenen Arbeitslosigkeit ganz allgemein Verarmung eingetreten ist. In Norwegen selbst und vielfach auch bei uns hat man die anfänglichen Fabelgewinne der norwegischen Schiffahrt und den dem Aktienmarkte zuströmenden Geldüberfluß als genügenden Beweis angesehen, daß Norwegen sich in den glänzendsten wirtschaftlichen Verhältnissen befinde. Es kann gesagt werden, daß dies zu einem gewissen Zeitpunkt — etwa am Ausgang des Jahres 1916 — vielfach wirklich der Fall war, obwohl schon damals die Keime der heutigen Schwierigkeiten, die die gesunde Entwicklung inzwischen überwuchert haben, bei aufmerksamer Prüfung deutlich sichtbar waren. Immerhin hatte damals die norwegische Handelsflotte, die für die Entente Opfer über Opfer brachte, aber ausgezeichnet dafür bezahlt wurde, dem Volksvermögen Hunderte von Millionen Gewinn zugeführt, und ein breiter Goldstrom befruchtete die ausstrebende Industrie. Dann aber — vor allen Dingen mit Beginn des uneingeschränkten U-Bootkrieges — setzte der Umschwung ein, wertvolle Schiffe und Ladungen gingen verloren, die Ueberlastung des verbleibenden Frachtraums durch die englischen Ansprüche rächte sich durch starke Abnutzung und Verschlechterung des Materials, und das Kleine, zunächst auf England angewiesene Land befam alle Schwierigkeiten seines Schutzherrn am eigenen Leibe zu fühlen. England fand es übrigens als ganz selbstverständlich, daß sogar der treueste Trabant zurückstehen müsse, wo Großbritanniens eigene Lebensinteressen in Frage kämen, und beanspruchte die norwegische Tonnage immer ausschließlicher für seine eigenen Zwecke, während Ueberseezufuhr an Lebensmitteln und industriellen Rohstoffen für den Besitzer dieser Tonnage immer knapper rationiert wurde. Norwegens Ernährung ist heute vielleicht die schlechteste in Westeuropa: die Kartoffelvorräte reichen knapp für die Saatenforderungen und können selbst auf die längst eingeführten Karten nicht mehr zur Verteilung kommen. Die Importation ist niedriger als in Deutschland, und für die Fleischzufuhr ist man in der Hauptsache auf Dänemark angewiesen. Kohlen liefert England immer knapper, wichtige Industrien (Textilindustrie usw.) mußten aus Brennstoffmangel völlig eingestellt werden, und die Unruhen der radaulustigen Arbeitslosen können — vor allem in Nord-Norwegen — nur noch durch Militär gedämpft werden.

*) Wirtschaftlicher Nachrichtendienst des Deutschen Ueberseedienstes, G. m. b. H. Berlin SW. 19, Krausenstr. 38/39.

Der Munitionsverbrauch im Weltkriege.

In den 600 Treffen, Gefechten und Schlachten des Krieges 1870/71 gab die deutsche Infanterie rund 220 Millionen, die Feldartillerie 338 309 und die schwere Artillerie 320 000 Schuß ab. Straßburg fiel nach fünfwöchiger Belagerung mit 202 699, Paris nach fünfwöchiger Belagerung mit 110 280, Metz nach zweiwöchiger Belagerung mit nur 4877 Schuß unserer Belagerungsgeschütze in deutsche Hände.

Das sind Zahlen, die gegen den ungeheuren Munitionsaufwand des Weltkrieges verschwindend klein sind.

Schon während der großen Offensive im Jahre 1915 wurde die tägliche Munitionsverbrauch auf unserer und feindlicher Seite auf einen Wert von 300 Schuß Artillerie eingeschätzt; die Stahlsaat der heutigen Schlachten aber wird, wenn sie erst einmal eingesäßt werden kann, diese Zahl noch weit übertreffen! Bei Beginn der Sommeoffensive verschossen die Engländer in einer Woche mehr Munition als in den ersten elf Kriegsmonaten zusammengenommen, und während des Trommelfeuers dieser Riesenschlacht verbrauchten sie an einem einzigen Tage so viele Schweren Granaten, wie die Munitionsherstellung von 11 Kriegsmonaten überhaupt hervorgebracht hatte! In der Arrasschlacht 1917 wurden von ihnen in vier Tagen fast sechsmal so viel Granaten verfeuert, als der ganze Krieg 1870/71 erfordert hatte!

In der Schlacht bei Verdun wurden zuzeiten von beiden Parteien zusammen rund eine Million Geschosse an einem Tage verschossen. Nimmt man an, daß im Durchschnitt nur der siebente Teil dieser Menge, also 1 Million Geschosse in der Woche verfeuert wurden, und setzt man das Durchschnittsgewicht des Geschosses an Metall mit 45 Kilogramm fest, so kommt man nach der schwedischen Zeitschrift „Industritidning Norden“ für die dreißig Wochen eigentlichen Kampfzeit zu dem ungeheuerlichen Ergebnis, daß das Gewicht der in dieser Zeit mit 350 000 To. Stahl überschüttet worden ist. Zum Transport dieser Stahlmenge waren 135 000 Eisenbahnwaggons nötig. Das Kampfgelände hatte ungefähr eine Ausdehnung von 2600 Quadratkilometer; somit sind nach dieser Berechnung auf jedes Hektar Bodens 50 Tonnen Stahl niedergegangen. Der Wert dieser Stahlmenge übertrifft den Wert des Grund und Bodens, den sie überfät hat. Es ist vorgekommen, daß beide Parteien an einem einzigen Tage eine Million Artilleriemunition verschossen haben!

Trotz dieser furchtbaren Stahlsaat, die in den Großkampftagen zu ungeheuren Zahlen anschwillt, die ohne Unterbrechung Tag und Nacht auf die Fronten niederregnet, haben unsere tapferen Truppen, von der Sturminfanterie bis zum letzten Armierungssoldaten, unerschrocken und unerschütterlich ausgeharrt und sich die Hoffnung des Sieges nicht nehmen lassen. Nun sind sie gegen die Kriegsverlängerer aus den Gräben gestiegen. Und der Geist von 1914 ist mit ihnen!

Kriegsallerlei.

Ueber die Aufnahme der Soldaten Dowbor-Musnickis in Warschau.

schreibt „Gazeta Polska“: „Der General Dowbor-Musnicki und seine Soldaten sind nur kurze Zeit in Warschau modern gewesen, sogar viel kürzer als einst die Legionäre. Bei der ersten Meldung über Musnicki lebte Warschau auf. Es schien allen, daß wir endlich eine Armee hätten, die sich gegen alle Fronten Rat wissen werde, und was noch mehr sagen will, eine Armee, die ohne die geringsten Schwierigkeiten und Bemühungen entstanden sei. Die Millionenarmee Musnickis, denn so hoch wurde sie veranschlagt, wuchs auf einmal hervor wie das wiedererweckte Heer der Hl. Hedwig, und man erwartete, daß es jeden Augenblick unter uns erscheinen und unser Mißgeschick beseitigen werde. Aber Musnicki konnte mit seiner Armee nicht über den Wolken schweben, sondern er mußte die Erde betreten und, was noch schlimmer ist, er stieß auf Ritter mit dem Eisen in der Hand und schloß einen Vertrag mit den Deutschen, und da hat er unter den verschalten Warschauern ein vollständiges Fiasko gemacht. Die schönen Träume von der mächtigen polnischen Armee sind wie eine Seifenblase zerplatzt. Wenn heute die Soldaten Musnickis auf Urlaub kommen, wecken sie keine Begeisterung. Und vollends toll werden die Warschauer, wenn die Soldaten erzählen, daß in Rußland alles dreimal so teuer ist wie hier. Der durchschnittliche Warschauer spuckt aus und flucht in den Bart: Pfia krew! Diese Soldaten müssen bestochen worden sein, denn wie ist das möglich, daß in Rußland das Brot teurer ist als 3 Kopeken das Pfund, oder daß gar der Tabak vollständig fehlt! Mit einem Worte, Musnicki mit seinen Soldaten hat den Warschauern, die auf das Manna vom Himmel warteten, nur die Laune verdorben.“

Italienische Klagen über zu gute Behandlung der italienischen Gefangenen.

Bald nach der Isonzokatastrophe setzten in der italienischen Presse die Klagen über eine angeblich schlechte Behandlung der Gefangenen ein. Später, als Nachrichten aus den Lagern in Italien eintrafen, die alle die Ungeheuerlichkeiten als Zeitungs-Erfindungen Lügen straften, wurde es stiller davon. Jetzt scheint man sich eher über eine zu gute Behandlung der in feindliche Hand gefallenen italienischen Soldaten zu beschweren. „Secolo“ vom 17. Januar 1918 schreibt: „Unter den Gefangenen befinden sich viele mitten im Studium stehende junge Leute. Die Wiener Regierung gestattet ihnen, sich wissenschaftliche und Unterhaltungsliteratur zu verschaffen, ja fordert das geradezu, begreiflicherweise, denn es handelt sich dabei um Veröffentlichungen, die auch bei der Behandlung allgemeiner Themen immer eine Dosis von jenem deutschen Geist enthalten, dessen moralisch verheerende Wirkung bei uns im Frühjahr 1915 zu spüren war.“ Allen zu gefallen ist bekanntlich unmöglich. Wie würde „Secolo“ aber ärgern, wenn die gefangenen italienischen Studenten, statt über ihren Büchern zu sitzen, Steine klopfen und Chausseen bauen müßten!

Ein neuer Fall „Cabell“ in Frankreich.

Nachdem vor nicht zu langer Zeit die holländische Tänzerin Mata Hari auf Frankreichs gastlichem Boden als Spionin erschossen wurde, obwohl sie bis zuletzt ihre Unschuld beteuerte, sind wiederum zwei Frauen den Schergen der „ritterlichen Nation“ zum Opfer gefallen. In Nantes wurden, wie bereits kurz berichtet, die beiden Mädchen Josephine Alvarez und Victorine Fandeck wegen Spionage hingerichtet. Man wird sich noch der entrüsteten Aufschreie der Ententeblätter entsinnen, als in Belgien an der englischen Spionin Cavell, die sich als „barmherzige Schwester“ dort aufhielt, das wohlverdiente Urteil vollstreckt wurde. Als „Frauenmörder“ wurden die Deutschen verflucht und der Cavell ein Denkmal gesetzt! Die Henkler in Frankreich, dem Lande der Dreyfus-Affäre, kümmert das aber nicht im geringsten, jede Frau vor die Mündungen der Gewehre zu stellen. Die Schuldbeweise scheint man sich wenig darum, ob auch der Schuldbeweis dafür erbracht ist.

Jetzt neu

erschienen ist unser beliebter **Taschenfahrplan.**

Daraus ersehen Sie nicht nur **wann** Ihr Zug geht sondern auch **wieviel** die Fahrt nach jedem Ort kostet, denn unser Taschenfahrplan ist mit Fahrpreisanzeiger versehen. Für **20 Pfg.** durch uns oder unsere Zeitungsträgerinnen.

Generalanzeiger für Halle und die Prov. Sachsen.

Der Sieger.

Roman von Marie Stahl.

53) (Nachdruck verboten.)

Tora hatte eine lange Unterredung mit Pastor Störtebeck in der Nakelner Pfarre, wo sie mit der alten großen Herzlichkeit aufgenommen wurde. Sie fand dort alles beim alten, jeder Stuhl stand noch auf demselben Fleck, und wenn auch seitdem die Küchenfee oft gewechselt haben mochte, so war doch auch wieder eine Fleiter da, die angelernt werden mußte und ihre ländlichen Künste in kein rechtes Einvernehmen mit den vorhandenen Zerbrechlichkeiten zu bringen vermochte, was Frau Pastor immer noch dieselben Strafpredigten kostete. Nur sehr gealtert und grau geworden fand sie das Ehepaar, das schon unter den Gebrechlichkeiten der Jahre zu leiden hatte. Beide dankten ihr innig für die Teilnahme, die Tora in ihrem Haus gefunden, der Pastor meinte, daß ihr Einfluß sich wohltuend fühlbar mache, Noemi sei ruhiger und zufriedener geworden, und Frau Pastor sagte mit einem Seufzer: „So, sie ist ein narrischer Geist, Gott weiß, wo sie das her hat. Sie hält es hier oft uns tat der Stille nie länger als ein paar Wochen aus.“

Ueber Helga und Kuno sprachen beide sehr ernst und besorgt. Der alte Pastor bat, ob nicht Tora auch auf ihren Neffen ihren Einfluß geltend machen könne, er sei auf einem unheilvollen Wege, es könne kein gutes Ende nehmen.

In der Sache mit Auguste Stöwesand geriet der gute alte Herr in schmerzliche Aufregung. Er faßte seinen weißlockigen Kopf mit beiden Händen, lief in der Stube hin und her und ächzte: „Herr, Herr, wie dein Wege dunkel! Wie ist doch die Sünde so groß in der Welt, und wie sollen wir es je begreifen, daß du solches zuläßt?“

Die Tränen liefen ihm über die Wangen, als er erzählte: „Torachen, wenn Sie mitterlebt hätten, wie unser Junge, unser Wilderich, der doch damals nur ein Kind war, hier in dieser Stube vor mir stand, kapser wie ein Mann und die Wahrheit sorderte, warum seine Mutter ins Wasser gegangen und warum ihm Mahlow genommen werden sollte, Sie würden verstehen, daß ich damals in kurzer Zeit alt und grau wurde. Und als ich ihm mit der größten Schonung des Unverantwortliche mitteteilt, da blieb der Junge aufrecht. Nur totenblaß war er als er sagte: Mahlow können sie mir nehmen, aber die Liebe zu meiner Mutter kann mir niemand nehmen. Und dieses gute Wort wird ihm Segen bringen für und für, wie auch ihr, der Mutter viel, ja alles verziehen wird, denn sie hatte die Liebe im Herzen, die noch größer ist als Sünden und Hoffen und ohne die auch die feingeschliffensten nichts sind als tönend Erz und eine klingende Schelle.“

Und dann riet ihr der alte Mann, eine Abschrift von Auguste Stöwesands Bekenntnis sofort an Wilderich zu schicken und es ihm zu überlassen, was er zu tun für gut befände. Sie kamen beide überein, bis dahin gegen jedermann zu schweigen.

„Frau Stöwesands Leben zählt nach Tagen, vielleicht nach Stunden, wie ich heute vom Arzt gehört, ich werde noch heute abend zu ihr fahren“, sagte der Pfarrer.

Das Ende kam denn auch sehr schnell. Schon nach zwei Tagen traf eine Botschaft ein, die Tora an das Sterbelager rief. Sie kam noch zur rechten Zeit, um ihrer alten Amme im Todeskampf beizustehen, und sie war dankbar, daß keine Schuld ihres Vaters sie drücken durfte, als sie die Augen zutat.

Von Wilderich kam umgehend eine Antwort. Er schrieb:

„Liebe Tora, ich danke Dir. Dein Brief hat mich tief erregt und bewegt, doch die Beichte der Frau Stöwesand ändert für Dich und mich eigentlich nichts an den Dingen, wie sie nun einmal sind. Du und ich haben nie gezweifelt, daß die Anklage gegen meine Mutter eine Lüge war, ob aber das späte Bekenntnis der Sterbenden vor Gericht Geltung haben würde, ist mehr als zweifelhaft. Die Gegenpartei würde nicht verfehlen, die Todkranke als unzurechnungsfähig hinzustellen, vielleicht auch von Dir beeinflußt, und man würde ihre Glaubwürdigkeit in Frage stellen. Wenn es möglich wäre, mit dieser Beichte einwandfreie Ehrenerklärung meiner toten Mutter zu erzielen, dürfte ich selbstverständlich keinen Augenblick zögern, die gerichtlichen und gesetzlichen Schritte zu diesem Zweck zu tun. Vorläufig aber wäre nichts damit gewonnen als eine Wiederaufnahme des entschlichen Prozesses, und der Staub meiner Eltern ist mir doch zu heilig, um noch einmal darin wühlen zu lassen. Aber ich beschließe, mein Augenmerk einzig ist kaum diese erneute, jahrelange Qualerei durch alle Instanzen, die meine erste Jugend vergiftete. Jedenfalls will diese Sache reiflich überlegt sein, und ich kann mich nicht von morgen auf heute entschließen: ich werde darüber mit meinem alten Rechtsanwalt und Freund konferieren. Wenn eine Möglichkeit vorhanden ist, die Ehrenerklärung für meine Mutter ohne eine erneute Aufrollung des Prozesses zu erreichen, werde ich jedenfalls den Weg dazu ohne alle Rücksichten gehen, selbst auf die Gefahr einer Erneuerung des alten Familienzwistes, der eben jetzt durch Deine Aussöhnung mit Helga von Bannerberg gemildert wurde. Doch, ich gestehe, daß der Gedanke an Kuno mir Sorgen macht. Wenn er diese Stöwesandschen Bekenntnisse erfährt, wird ihn Mahlow völlig verleiden. Unter Direktion stelle ich mir das ja nicht so viel leichter vor. Es wäre vielleicht vor einiger Zeit zu einer Katastrophe gekommen, doch da er sich an mich wandte, half ich ihm mit einer Summe aus, die nun als letzte Hypothek auf Mahlow steht. Hoffentlich kann er sich jetzt mit der Erbschaft von seinem Vater arrangieren, doch ich habe Besürchtungen, daß ihm auf die Dauer nicht zu helfen ist. Wer weiß, wozu es kommt. Sollte er Mahlow nicht halten können, dann übernehme ich es. Du weißt, daß er sür mich ein Freund und Bruder geworden, es widerstrebt meinem innersten Gefühl, ihm jetzt von Mahlow zu vertreiben, wie ich einst vertrieben wurde, doch ich fürchte von ihm, er wird sich selbst entrechten ohne Kampf und dann werde ich naturgemäß sein Nachfolger ohne Kampf und Streit. Das Schicksal geht wunderbare Wege mit uns.“

Der Brief schloß eilig mit dem Hinweis auf dringende Arbeit.

Pastor Störtebeck war vorläufig der einzige, der ihn zu lesen bekam. Und wieder liefen ihm die Tränen über die alten, runzligen Wangen.

„Herr, Herr, sie gedachten es böse mit ihm zu machen, aber du hast alles gut gemacht“, sagte er tiefbewegt. „Unser lieber Wilderich hat das goldene Herz seiner Mutter, das ist ein Schatz, den ihm niemand rauben konnte.“

Nachdem Auguste Stöwesand zur Erde bestattet war, verabredeten Kuno und Tora einen Tag für ihren Besuch in Mahlow. Helgas Teilnahme an dieser Fahrt kam außer Frage, da sie immer noch mit nervösen Beschwerden lag. Sie fühlte sich jedoch verpflichtet, ihre Schwester zu warnen, es sei eine Person im Hause, der zu begegnen ihr nicht angenehm sein dürfte.

„Ich traue Kuno so viel Takt zu, daß er weiß, wer er mir schuldig ist“, entgegnete Tora. „Uebrigens kennst du denn die Betreffende?“

„Um Gottes willen, wie kannst du mir so etwas zumuten? Ludolf und ich haben seitdem das Haus nicht mehr betreten. Der arme Ludolf ist mit diesem Gram gestorben. Es ist wirklich zu hart nach allem, was wir an unserem Vater erlebten! Und Kuno hätte so gute Partien machen können! Wie hätten wir uns an einer Schwiegertochter und an Enkelchen erfreut!“

Helga hatte Tränen in den Augen und sah so vergrämt aus, daß es Tora jammerte.

„Ihr hättet es nicht so tragisch auffassen sollen, es ist immer besser, die Dinge so zu nehmen, wie sie sind, als wie sie hätten sein können. Es wäre ratsamer, du fändest in Kunos Vertrauen, dann würdest du den Einfluß auf ihn nicht verloren haben“, wandte Tora ein, doch Helga fuhr gereizt auf:

„Verzeih', aber ich werde mich heute ebensowenig wie früher zu deinen freien Ansichten bekennen. Für mich bleibt Recht und Unrecht gewesen, und davon weiche ich nicht um einen Finger breit ab. Meine Mutter war die Gräfin von Rosenhagen, die du verleugnest, weil du die geborene Troll zu deiner Mutter gemacht, die unseren armen Vater betrog!“ (Forts. folgt.)